

Ich half bei der Nachtwache

Autor(en): **Blau, Heidi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **72 (1963)**

Heft 4

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sorgten für Sauberkeit in den Räumen und wuschen die Böden regelmässig mit Desogen.

Inzwischen waren wir im Notspital schon eine recht gute Equipe geworden; sie setzte sich zusammen aus dem Arzt-Ehepaar Dr. Kummer und Frau, aus acht Krankenschwestern, sechs Rotkreuz-Spitalshelferinnen und zwei Samariterinnen.

Dann kam die Truppe, und ich habe bei der Untersuchung der Saisonarbeiter und der einheimischen Bevölkerung mitgeholfen; ich wurde hauptsächlich deshalb beigezogen, damit sich die Frauen und jungen Mädchen nicht nur Soldaten gegenübersehen.

Für die Patienten gekocht wurde in der Schulküche von einem Koch. Ihm standen zwei lebenswürdige und unermüdliche Zermatter Lehrerinnen, die sich freiwillig gemeldet hatten, zur Seite. Sie halfen beim Rüsten, verteilten das Essen in die peinlich sauberen, desinfizierten Schüsseln, wuschen und desinfizierten das Geschirr und hielten die Küche sauber und keimfrei. Die ersten Patienten mit den hohen Fiebern, die oft Delirien bewirkten, assen sehr wenig; sie tranken vor allem. Später, als unser Lazarett zum Teil fieberfreie Keimträger beherbergte, war das anders; ihnen konnte man die Schüsseln nicht hoch genug füllen.

Unser Lazarett war international, und so war ich froh, dass ich Italienisch und Englisch gelernt hatte, von Französisch gar nicht zu reden. Der Kontakt mit dem Patienten ist viel rascher hergestellt, wenn man versteht was er will und ihm in seiner Sprache antworten kann. Besonders die italienischen Saisonarbeiter waren dafür sehr dankbar.

Ueberhaupt die Italiener! Als es in Zermatt nach der Abreise der Kurgäste ruhig geworden war, erschien den noch in Zermatt gebliebenen gesunden italienischen Saisonarbeitern der Bahnhof, ihr frü-

herer Rendez-vous-Platz, nicht mehr interessant. Es gab dort nichts mehr zu sehen. Und so wurde denn der Platz vor dem Schulhaus, ab und zu auch unsere Eingangshalle, zum neuen beliebten Versammlungsort. Kaum hatte sich jeweils ein italienischer Patient so weit erholt, dass er das Bett, wenn auch nur für kurze Zeit, verlassen konnte, stellte er sich schon erwartungsvoll ans Fenster. Nicht umsonst! Sehr rasch hatten sich alle seine Freunde darunter versammelt, ein Schreien und Lachen und Winken hin und her hub an, eine Freude des Wiedersehens ohnegleichen, die nicht abbrach, bis der Patient wieder im Bette lag.

Die Soldaten in der Eingangshalle zeigten sehr viel Verständnis für alle die auf Abreise wartenden Arbeitnehmer. Kam zum Beispiel derselbe Italiener zehnmal im Tag, um zehnmal dieselbe Frage zu stellen, nämlich, ob das Untersuchungsergebnis positiv oder negativ sei, so beantworteten ihm die Soldaten diese Frage zehnmal mit der gleichen Geduld und Freundlichkeit.

Für mich bedeutet es ein unvergessliches Erlebnis, einmal in einer Katastrophenhilfe mitgearbeitet, einmal mitten drin gestanden und nicht nur ganz am Rande etwas davon in den Zeitungen gelesen zu haben. Man hatte sich geregt, man hatte etwas getan, man war nicht bloss daneben gestanden, nein, mit jeder Arbeit, mit jeder Erfüllung einer Pflicht hatte man an der Bezwingung einer Katastrophe mitgearbeitet.

Und seit Zermatt weiss ich nun auch, welch eine Kraft ein ausgezeichneter Teamgeist bedeutet. Im Lazarett von Zermatt war eine Equipe beisammen, die ihre Arbeit begeistert leistete. Keinem war etwas zuviel. Jeder half dem andern. Und diese Begeisterung hat uns das Ertragen selbst des Schwersten ungemein erleichtert.

ICH HALF BEI DER NACHTWACHE

Von Heidi Blau

Der Mittelpunkt unseres Teams in Zermatt war unsere Oberschwester Friederike Rothenbühler. Sie war eine Vorgesetzte, wie wir sie uns nicht besser hätten wünschen können. Sie besass jene ruhige, überlegene Autorität der persönlichen Ausstrahlung, die keines autoritären Auftretens bedarf und die ohne Gefahr einer sinkenden Disziplin ein freies kameradschaftliches Verhältnis gestattet. Wir arbeiteten in einem Schulhaus, das wir zu einem Notlazarett umgewandelt hatten, in dem aber im Vergleich zu einem richtigen Spital vieles fehlte und täglich irgend etwas improvisiert werden musste, was eine grosse Beweglichkeit voraussetzte. Und gerade diese Beweglichkeit war unserer Oberschwester in

hohem Masse eigen. Nie wies sie eine Anregung ungeprüft zurück, ja, sie besass die Fähigkeit, jede Anregung sofort zu verwirklichen, wenn sie ihr als gut erschien und eine Verbesserung bedeutete. So hatte sie von allem Anfang an einen ausserordentlich guten Teamgeist geschaffen, der bis zum Ende der Aufgabe anhielt. Ob sie zehn, ob sie vierzehn Stunden hintereinander gearbeitet hatte, ob sie von hundert Fragen auf einmal bestürmt wurde, stets blieb sie ruhig, liebenswürdig, freundlich. Sie war uns Vorbild.

Vorbild waren uns auch die beiden Aerzte Dr. Hans Kummer und seine Frau, die zu unserem Team gehörten. Die ersten Tage waren wir ohne

teamzugehörige Aerzte — die Kranken wurden noch von den Zermatter Aerzten behandelt — und damit ohne Behandlungsschema geblieben. Dr. Kummer und seine Frau stellten sofort nach Beginn ihrer Tätigkeit für jeden Patienten einen solchen individuellen Behandlungsplan auf. Damit wurde auch die Pflege jedem Erkrankten angepasst, wurde verantwortungsvoller, aber auch zeitraubender und komplizierter.

Der normale Ablauf unserer nächtlichen Runden mit den zweimaligen Gaben von Chloromycetin um 21.00 und 03.00 Uhr, mit dem Wechseln der durchnässten Krankenhemden und Leintücher, dem Reichen von Tee oder Mineralwasser, mit dem Unterschieben der Bettschüssel, mit dem vielen Desinfizieren wurde sehr oft durch schwere Fälle unterbrochen, denen man sich in besonderem Masse zuwenden musste. Die Delirien und Darmblutungen machten uns viel zu schaffen und bedurften unserer ganzen Aufmerksamkeit, unseres uneingeschränkten Einsatzes.

Die Soldaten waren uns eine überaus grosse Hilfe. Abends blieben sie oft länger da, als von ihnen verlangt wurde, um uns schweres Heben oder sonstwie eine Arbeit abzunehmen. Sie stellten auch die Aufnahmepapiere der Patienten aus, führten die Listen und Kontrollen und brachten administrative Ordnung in den ganzen Betrieb. Doch nicht immer gingen die Patienten durch ihre kontrollierenden und registrierenden Hände. Eines Abends um 23.00 Uhr wurde am Eingang des Notspitals geläutet, und als wir nachsahen, sank uns ein Einheimischer buchstäblich vor die Füsse. Er war, ganz allein, mit über 40 Grad Fieber, im heftigen Schneesturm über eine Stunde Weges zu uns gekommen, um sich pflegen zu lassen. Mit äusserster Willensanstrengung hatte er sein Ziel, das Schulhaus, erreicht und war dann zusammengebrochen. Wir steckten ihn sofort ins Bett, umgaben ihn mit Wärmeflaschen und brachten ihm heissen Tee.

Wenn wir die Patienten jeweils auf unserer Runde nach ihrem Befinden fragten, klagten sie fast alle über grosse Kopfschmerzen. Auch da versuchten wir, ihre Schmerzen zu lindern und ihnen die lange, fieberschwere Nacht erträglich zu machen.

Waren tagsüber neue Patienten eingetroffen, suchten wir sie sofort nach Beginn unseres Dienstes auf, damit sie uns noch in wachem Zustand kennenlernen und sich einigermaßen mit den beiden Gesichtern vertraut machen konnten, die sich während der Nacht so oft über sie beugen würden. Gerade nachts, im Halbschlaf, antwortet der kranke Mensch besonders empfindlich auf ein neues Gesicht.

Bis ein Uhr war gewöhnlich ein ständiges Springen und Tun. Dann wurde es, wenn keine Komplikationen eintraten, ruhiger und stiller in unseren Krankenzimmern. Das war die Zeit, in der ich die Listen nachführen und die Behandlung auf die Krankenblätter übertragen konnte. Schwester Sera-

phim war froh, dass ich ihr diese Arbeit abnehmen konnte; denn sie hatte noch genug zu tun mit den Infusionen und Spritzen. Um 06.00 Uhr früh begannen wir damit, den Tagschwestern so viel Arbeit als möglich abzunehmen. Wir steckten die Fieberthermometer und erledigten noch alles, was irgendwie jetzt schon getan werden konnte. Gab es um 08.00 Uhr schon Transporte ins Unterland, wuschen wir die Patienten, kleideten sie an, packten ihre Siebensachen, verpflegten sie, damit sie, gänzlich bereit, von der Transportmannschaft übernommen werden konnten, ohne dass sich die Tagschwestern und Rotkreuz-Spitalhelferinnen, auf die ohnehin eine riesige Arbeit wartete, um sie kümmern mussten. Diese Vorsorge entsprach dem Geist, der im ganzen Lazarett waltete, einem Geist der gegenseitigen Hilfe und Kameradschaft. In der Regel wurde es 08.30 Uhr, bis wir uns verpflegen und dann zum Schlafen zurückziehen konnten.

Die Zusammenarbeit im Team war für mich ein unvergessliches Erlebnis. Hier arbeiteten Menschen von verschiedenster Herkunft in selbstverständlicher Kameradschaft zusammen, und alle waren sie hilfsbereit. Nicht nur die Angehörigen des Teams, auch viele Zermatter Frauen, die die Wäsche besorgten, die Lehrerinnen in der Küche. Dem Abwart des Schulhauses war keine Arbeit zuviel, keine Bitte schlug er uns ab. Auch mit der Truppe war die Zusammenarbeit ausgezeichnet. Die Soldaten packten überall an, wo es nötig war, und sie kargten nicht mit Anerkennung, dass unser zu Beginn so kleines Team vor dem Eintreffen der Truppe die schwere Pflege hatte bewältigen können. So wurde denn unser Verhältnis von gegenseitiger Achtung getragen. Oft blieben einige der Sanitätssoldaten oder Unteroffiziere noch bis 23.00 Uhr im Schulhaus, um uns irgendwie nützlich und behilflich zu sein. Da war zum Beispiel ein junger Korporal, der uns Schachteln und Schachteln voll Plastikhandschuhe für das Vorbereiten von Stuhlproben beschaffte, Handschuhe, die wir nach jedem Gebrauch sofort über die Hand abrollen und vernichten konnten und die uns die Aufgabe ungemein erleichterten. Er war es auch, der uns aus dem Turnsaal die Hochsprunggestelle bringen liess, an die sich die Transfusions- und Infusionsflaschen so gut hängen liessen.

Grosse Achtung empfanden wir auch vor den Armeearzten, die sich enorm einsetzten. Man hatte überhaupt bei der ganzen Truppe nie den Eindruck, dass sie einfach nur Dienst leistete, sondern ein jeder setzte sich in unermüdlicher Bereitschaft ein. Wir alle fanden es tröstlich, zu wissen, dass es für einen Not- oder Ernstfall Organisationen gibt wie die Armeesanität und das Schweizerische Rote Kreuz, die sofort gut zusammenarbeitende Teams einsetzen können, in denen jeder einzelne nicht nur seine Aufgabe kennt, sondern auch bemüht ist, das Beste zu leisten.

Mein Dienst in Zermatt brachte mir reichen inneren Gewinn.